



Bettina Busch ist Stifterin, Vorstand und Geschäftsführerin der Eckhard Busch Stiftung in einer Person. Sie setzt ihre Energie, ihre Zeit und ihr Vermögen ein, um Menschen mit psychischen Erkrankungen zu helfen. In den vergangenen fünf Jahren hat sie so schon eine Menge Wind gemacht.

Für das Fundraiser-Magazin sprach Peter Neitzsch mit der Kölnerin über die persönlichen Gründe ihres Engagements.

„Viele Menschen trauen sich nicht, darüber zu reden“

? Frau Busch, mit der Eckhard Busch Stiftung fördern Sie zahlreiche Projekte zum Thema seelische Gesundheit. Gibt es eines, das Ihnen besonders wichtig ist?

Wir stecken in jedes unserer Projekte sehr viel Herzblut. Seit unserer Gründung 2010 haben wir an die 60 bis 70 Projekte gefördert. Besonders am Herzen liegt mir aber „einfach singen“, das auch vom Fördervolumen zu unseren größten Projekten zählt. Wir schicken Gesangslehrer an Kliniken und Tageskliniken für psychische Erkrankungen, die mit den Menschen dort völlig ohne Leistungsdruck singen. Wir haben das zunächst in einer Klinik versucht und die Resonanz war großartig.

? Warum hilft es Menschen mit seelischen Problemen zu singen?

Jeder, der schon mal im Chor gesungen hat, weiß, dass das eine sehr schöne Gemeinschaftserfahrung ist. Studien zeigen: Unter den Sängern dieser Welt gibt es die wenigsten depressiven Menschen – und zwar unabhängig von der jeweiligen Kultur oder Religion. Wenn ich mich auf die Melodie und den Text eines Liedes konzentriere, kann ich nicht gleichzeitig noch komplexe Probleme wälzen. Man vergisst also seine Sorgen für eine Weile. Viele lernen: Ich kann etwas erreichen, obwohl ich erst gedacht habe, das geht nicht.

? Wie hat sich das Gesangsprojekt seither entwickelt?

Zeitweise haben wir an zehn Kliniken im Rheinland gesungen. Die Stiftung initiiert das Singen und begleitet es die ersten beiden Jahre, dann übergeben wir das Projekt in die Verantwortung der Einrichtung. Die Klinik muss den Chor dann selbst finanzieren und zum Beispiel einen Förderverein finden. Wir

sagen dann: Gut, jetzt kommen die nächsten dran. Im Rahmen einer Masterarbeit evaluieren wir gerade das Projekt. Das zeigt: Die Teilnehmer fühlen sich nachhaltig besser. Ein Lied in voller Stimme durchzuschmettern, stärkt das Selbstbewusstsein – und das nehmen die Menschen mit in andere Situationen.

? Das geht ja auch gesunden Menschen so, dass das gute Gefühl nach dem Singen im Chor oder dem Sport im Alltag nachwirkt.

Jeder von uns, auch der Gesunde, hat ja seine seelischen Probleme. Die Frage ist nur: Ab wann wird es pathologisch? Deshalb kann jeder nachvollziehen, warum so ein Projekt funktioniert. Wir fördern auch Sportprojekte – eines davon ist „Klettern bei ADHS“. Kinder oder Erwachsene mit Aufmerksamkeitsdefizit können nur schwer bei einem Ziel bleiben. Aber beim Klettern müssen sie wissen, wo sie hinwollen und bei ihrer Strategie bleiben, sonst fallen sie runter. Da kommt die Antwort dann sofort.

? Sie vermitteln auch Kontakte für Freizeitaktivitäten?

Viele Patienten haben Probleme mit dem Selbstwertgefühl und tun sich deshalb mit normalen Angeboten schwer. Deshalb haben wir mit der „Schatzkiste“ begonnen – eine Art Partnerbörse für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Dabei geht es nicht nur um die Suche nach dem Partner fürs Leben, sondern oft einfach um einen Urlaub oder gemeinsame Kinobesuche. Wir bieten dafür eine Datenbank und Sprechstunden bei einem Sozialtherapeuten, der auf Anfrage ein passendes Match vermittelt.

? Menschen mit psychischen Erkrankungen helfen – dieses Stiftungsthema haben Sie aus einem ganz persönlichen Grund gewählt.

Mein Vater litt an Depressionen und hat schließlich Suizid begangen. Der Grund für den Ausbruch der Krankheit war allerdings eine Krebsdiagnose, die ihm auf sehr ruppige Art und Weise mitgeteilt wurde. Da hieß es einfach: Ihre Krankheit ist nicht heilbar und Ihre Lebenserwartung begrenzt, wollen Sie noch ein Glas Wasser? Mein Vater wurde nach dieser Diagnose schwer depressiv. Daraufhin erzählte mir meine Mutter, dass er schon mal eine depressive Episode hatte, als ich noch ein Kind war.

? Wie hat die Krankheit Ihren Vater verändert?

Als die Krankheit ausbrach, war ich Ende 20 und habe nach meinem VWL-Studium begonnen zu arbeiten. Wenn ich meine Eltern besuchte, war das immer ein Gefühl wie lebendig begraben zu sein. Die Stimmung, die von meinem Vater ausging, war fürchterlich. Er hat uns auch von Anfang an mit seinen Suizid-Gedanken konfrontiert. Ich bin Einzelkind und meine Eltern haben keine Geschwister – da blieb vieles an meiner Mutter und mir hängen. Aber meine Mutter konnte nicht einfach am Sonntagnachmittag nach dem Kaffee wieder abhauen. Nachdem sich die Krankheit verschlimmert hatte, setzte mein Vater seine Suizidabsichten schließlich in die Tat um.

? Die Familie eines psychisch Kranken leidet oder erkrankt oft ebenfalls?

Es wird oft unterschätzt, was es bedeutet, mit einem Depressiven zusammenzuleben. ▶



Die Stiftung fördert auch Sportprojekte – eines davon ist „Klettern bei ADHS“.

Die Angehörigen werden oft vergessen. Deshalb steht in unserem Stiftungszweck auch ganz bewusst „Förderung von Betroffenen und Angehörigen“. Wenn zum Beispiel ein Jugendlicher an Schizophrenie erkrankt und nicht ins Arbeitsleben starten kann, dann ist das für die Eltern eine Lebensaufgabe.

? Was hat Sie bewegt, gemeinsam mit Ihrer Mutter 2010 die Eckhard Busch Stiftung zu gründen?

Nach dem Tod meines Vaters wollte ich etwas verändern. Ich habe mich dann ab 2002 in einem Verein engagiert, der sich für eine Verbesserung der Situation psychisch Kranker einsetzt. Aber diese Vereinsmeierei ist nichts für mich: In langen Vorstandssitzungen wird immer beklagt, dass man kein Geld hat. Aber es tut auch niemand etwas dafür, dass sich das ändert. Die Energie, die ich eingebracht habe, kam nicht wirklich auf die Straße. Ich habe mir dann ein Buch gekauft: „Wie gründet man eine Stiftung“. Meine Mutter war auch sofort Feuer und Flamme – heute kümmert sie sich zum Beispiel um das jährliche Benefiz-Golfturnier, das wir veranstalten.

? Die Stiftung bot Ihnen mehr Möglichkeiten, sich zu engagieren?

Das ist der große Luxus, den ich heute habe: Wir können sagen, welche Projekte wir fördern wollen und mit wem. Ich bin Stifterin, Vorstand und Geschäftsführerin der Stiftung

in einem. Das ist ein Vollzeitjob, aber ich empfinde das auch als große Freiheit. In den vergangenen fünf Jahren haben wir mit einem relativ kleinen Budget schon eine Menge Wind gemacht. Wenn ich heute die Mitglieder meines alten Vereins treffe, sagen die: „Es ist unglaublich, was du alles auf die Beine stellst.“

? Die Stiftung kann jährlich etwa 40 000 Euro ausschütten. Stammt das Stiftungsvermögen ausschließlich aus dem Erbe?

Ich habe etwas von dem Familienunternehmen geerbt, das mein Vater geführt hatte. Meine Mutter und ich haben die Stiftung dann beide zu gleichen Anteilen aus unserem Erbe gegründet. In den nächsten fünf Jahren wollen wir das Stiftungsvermögen auf mehr als eine Million Euro entwickeln. Natürlich stoßen wir bei manchen Projekten auch an unsere Grenzen, aber dann holen wir eben Partner ins Boot wie zum Beispiel die „Aktion Mensch“.

? Nach welchen Kriterien wählen Sie die Projekte aus?

Wir haben ganz klare Richtlinien, was die Gemeinnützigkeit betrifft. Daneben muss es natürlich auch zum Satzungszweck passen und zu unserem Finanzrahmen. Ein Projekt, das auf einen Schlag 15 000 Euro kostet, setzen wir eher nicht alleine um. In unserer Satzung stehen drei Förderbereiche:

die Unterstützung von Betroffenen und Angehörigen, die Anti-Stigma-Arbeit sowie die Forschung zu psychischen Erkrankungen. Wir versuchen zwischen allen drei Bereichen für eine gewisse Ausgewogenheit zu sorgen.

? Mit welchen Vorurteilen haben psychisch Kranke in der Gesellschaft zu kämpfen?

Die gesellschaftliche Akzeptanz spielt eine große Rolle. Mit Blick auf die Depression hat sich da einiges getan: Da gab es die Debatte nach dem Selbstmord von Robert Enke und die Burnout-Diskussion. Trotzdem gibt es Unterschiede: Der Burnout ist als Leistungsdepression gesellschaftlich sehr viel stärker akzeptiert. Wer sich deswegen in Behandlung befindet, kann darüber leichter reden als jemand, der wegen eines schizophrenen Schubs in der Klinik war. Da gucken die Kollegen schon ein wenig anders. Hier versuchen wir aufzuklären.

? Was lässt sich gegen die Stigmatisierung tun?

In unserem Projekt „Kino zeigt Seele“ zeigen wir Kinofilme, die sich mit psychischen Krankheiten befassen, wie zum Beispiel „Still Alice“ mit Demenz. Im Anschluss beantwortet ein Experte Fragen zum Thema. So ein Kinobesuch ist sehr niedrigschwellig im Vergleich zu einem Vortrag und deshalb gut für Anti-Stigma-Arbeit geeignet.

? Oft hindert die Scham Betroffene auch daran, Probleme zuzugeben oder zum Arzt zu gehen.

Statistisch erkrankt jeder Dritte während seines Lebens an einer psychischen Krankheit. Aber viele Menschen trauen sich nicht, darüber zu reden. Auch bei Suchterkrankungen gibt es oft eine große Scham, das zuzugeben, also Alkoholismus, aber auch Essstörungen wie Bulimie und Anorexie, Spielsucht oder Sexsucht. Das versuchen die Betroffenen natürlich so weit wie möglich unterm Teppich zu halten, weil es gesellschaftlich als Makel empfunden wird. Auch Unternehmen müssen sich mit diesem Thema auseinandersetzen. Unsere Gesellschaft muss da toleranter werden. ■

► www.eckhard-busch-stiftung.de